

„Schon das Kind anzuschauen und anzufassen, wirkt oft Wunder“

Ist das Zappelphilipp-Syndrom eine Krankheit? Ein Gespräch mit dem Göttinger Neurobiologen Professor Gerald Hüther zur ADHS-Problematik

Über das Aufmerksamkeitshyperaktivitätssyndrom, kurz ADHS genannt, ist in den letzten Jahren viel gesprochen und geschrieben worden. Worum handelt es sich da genau?

Gerald Hüther:

ADHS ist zunächst nicht mehr als die Bezeichnung für eine Sammlung von Symptomen, die man bei Kindern beobachten kann. Mediziner sind gezwungen, für bestimmte Behandlungen bestimmte Namen zu erfinden. Sie definieren Krankheiten, um die Behandlung bei den Krankenkassen abrechnen zu können, und genau das ist bei ADHS geschehen.

Wie entsteht ADHS?

Gerald Hüther:

Die innere Struktur des kindlichen Gehirns, also die Art, wie die verschiedenen Zentren miteinander vernetzt werden, entsteht nicht von allein. Es hängt davon ab, welche Erfahrungen ein Kind macht. Das heißt: Wenn in der äußeren Welt Struktur gebende Elemente fehlen, kann auch im Gehirn keine Struktur aufgebaut werden. Das ist heute ein riesiges Problem, denn unsere Welt hat viel an Struktur verloren. Das hängt mit der Hektik des modernen Alltags zusammen, mit Problemen, die jungen Familien zu schaffen machen wie Partnerschaftskonflikte oder mit Karrieren, die aufzubauen sind. Kinder wachsen heute in eine Welt hinein, in der sehr viel durcheinander gerät, die wenig Halt, wenig Strukturen bietet. Besonders schwierig ist dies für diejenigen Kinder, die mehr Strukturen brauchen als andere, die so genannten ADHS-Kinder.

Aber es gab doch immer schon schwierige Kinder, Stichwort: „Zappelphilipp“. Wie ist man früher damit umgegangen?

Gerald Hüther:

Die Kinder sind früher nicht aufgefallen, weil die Strukturen so hart waren, dass sie keine anderen Möglichkeiten hatten, als sich diesen Strukturen anzupassen. Sie sind verprügelt worden, wenn sie sich nicht richtig verhalten haben. Wir wünschen uns aber heute keine Abrichtung von Kindern mehr mit Strafen und dergleichen. In der Vergangenheit hat das geklappt. Das hat aber auch dazu geführt, dass es Tausende von Soldaten gab, die im Krieg *jeden Befehl wie Automaten ausgeführt haben*.

Was empfehlen Sie denn den Eltern von ADHS-Kindern?

Gerald Hüther:

Diese Kinder brauchen Hilfe. Da diese Hilfe relativ kompliziert und sehr zeitaufwändig ist, behilft man sich, indem man ihnen eine Tablette gibt. Die Pillen helfen zu funktionieren.

Das klingt ernüchtert. Ist die Therapie mit Ritalin, dem gängigsten ADHS-Medikament, in Ihren Augen denn der richtige Weg?

Gerald Hüther:

Das ist eine Notlösung. Aber wir machen in dieser Gesellschaft ja viele Notlösungen.

Welche Alternativen gibt es zur chemischen Notlösung?

Gerald Hüther:

Es gibt eine ganze Reihe an therapeutischen Maßnahmen. Es ist zum Beispiel schon eine Struktur gebende Maßnahme, das Kind anzuschauen, vielleicht sogar anzufassen, wenn man mit ihm spricht. Da erleben manche Eltern Wunder, denn das Kind merkt plötzlich, dass es bedeutsam wird. Und Bedeutsamkeit ist eine Struktur. Man sollte auch im Familienleben *danach suchen*, wo feste Strukturen fehlen. Gibt es regelmäßige Essenszeiten, gemeinsame Mahlzeiten, Einschlafrituale? Rituale sind sehr wichtig für Kinder, sie sind Struktur bildend.

Ist ADHS vererbbar?

Gerald Hüther:

Das wird von den Protagonisten der orthodoxen Kinder- und Jugendpsychiatrie zwar seit 20 Jahren behauptet. Es gibt dafür aber bis heute keine Beweise, nur Vermutungen. Die Zwillings- und Familienstudien zeigen zwar, dass es Häufungen gibt innerhalb einer Familie. Aber das hat erst mal nichts mit Genetik zu tun. Deshalb muss man diese Studien kritisch hinterfragen.

Was weiß man über die langfristigen Folgen des Ritalin-Gebrauchs?

Es war ja schon von Parkinson als möglicher Spätfolge die Rede.

Gerald Hüther:

Wir haben mal eine solche Studie in Göttingen gemacht, aber mit viel zu wenigen Tieren und es ist viel darüber gemeckert worden. Bislang ist keine andere Arbeitsgruppe weltweit auf die Idee gekommen, das noch mal zu versuchen. Das heißt: Es gibt eigentlich kein großes Interesse, nach langfristigen Folgen zu suchen.

Aber der Bedarf an dem Medikament ist doch sehr groß, wie die Umsatzzahlen zeigen. Da muss doch auch das Interesse an möglichen Risiken und Nebenwirkungen groß sein.

Gerald Hüther:

Es ist wissenschaftlich immer schwer, langfristige Wirkungen zu messen.

Die meisten Studien sind auf kurzfristige Ergebnisse ausgelegt.

Und dann gibt es wohl auch nicht allzu viele kritische Wissenschaftler, die sich ernsthaft mit dieser Frage befassen.

Es gibt Forschungsgeld aus der Pharmaindustrie, um heraus zu finden, wie Ritalin wirkt und warum es so erfolgreich ist. Die Industrie gibt aber natürlich kein Geld, um herauszufinden, welche Spätwirkungen mit der Ritalineinnahme verbunden sind.

Es müssten unabhängige Studien gemacht werden.

Das Problem ist: Wenn man solche Studien machen wollte, müsste man sie bei der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) beantragen. Aber dort sind die Gutachter bedauerlicherweise diejenigen, die aus den Universitäten kommen, an denen aus Drittmitteln zu Ritalin geforscht wird. Das ist ein sehr problematischer Kreislauf.

Ich habe mal einen Antrag bei der DFG gestellt, um zu erforschen, wie Ritalin überhaupt wirkt. Mein Konzept war genau diametral gegenüber der gängigen These formuliert, wonach Ritalin den Dopaminmangel im kindlichen Hirn stimuliert.

Das gesamte herkömmliche Theoriegebäude wäre zusammengebrochen.

Der Vorschlag ist von der DFG dann auch abgelehnt worden.

Meine These lautet: Die ADHS-Kinder haben keinen Dopaminmangel, sondern einen Überschuss im Gehirn. Durch das Ritalin wird die Dopaminausschüttung unterdrückt.

Es gibt eine ganz Reihe von Untersuchungen, die diese Annahme unterstützen.

Sie passt aber nicht zu der Vorstellung, dass ADHS durch eine zu geringe Dopaminausschüttung im Gehirn dieser Kinder verursacht wird.

Wenn Ritalin die Dopaminfreisetzung hemmt, würde das dopaminerge System ja gebremst.

Es müsste dann bei diesen Kindern zu viel und nicht zu wenig Dopamin im Gehirn freigesetzt werden.

Warum gibt es in der Öffentlichkeit so wenige kritische Stimmen zum Ritalin-Gebrauch?

Gerald Hüther:

Ich glaube, die Öffentlichkeit ist müde geworden, einem Streit zuzuhören, den kein Mensch mehr versteht. Hinzu kommt: Man kann ein falsches Modell von einer Krankheit nicht wegreden, wenn es zu viele Interessenten gibt, die Vorteile davon haben, das falsche Modell fortbestehen zu lassen.

Man muss sich ja nur anschauen, wer Nutzen aus diesem Modell zieht.

Den größten Nutzen ziehen die betroffenen Eltern. Sie haben ein immenses Interesse daran, dass jemand kommt, der sagt: Es ist genetisch bedingt. Es gibt schließlich nichts Schlimmeres für Eltern als die Gefahr, etwas falsch gemacht zu haben. Deshalb werden eine definierte Krankheit und eine entsprechende Behandlung ausdrücklich begrüßt.

Die zweite Gruppe sind die Kinder- und Jugendpsychiater, die ihre gesamte Laufbahn dem Umstand verdanken, dass sie Veröffentlichungen gemacht haben, in denen sie oft nichts anderes untersucht haben als den Einsatz von Medikamenten. Dazu kommt die Gruppe der Mediziner draußen auf dem Land, die sich freut, wenn ihnen jemand dankbar ist, weil sie toll kuriert haben, und die auch ein Erfolgserlebnis braucht.

Der Effekt zu sehen, dass man nach einer halben Stunde plötzlich ein ausgewechseltes Kind hat, ist schon sehr beeindruckend. Und dann kommt die Pharmaindustrie, die damit gut Geld verdient. Aber die muss sich gar nicht so sehr um die Propagierung ihres Medikaments kümmern, weil die andern so starke Kräfte sind.

Nicht zu vergessen die Lehrer! Viele von Ihnen können natürlich mit diesen Kindern überhaupt nichts anfangen. Sie sind froh, wenn sie endlich ruhig werden, egal, womit das geschieht, und wenn dies mit einer Tablette geht, ist ihnen das auch recht.

Prof. Dr. Gerald Hüther ist Professor für Neurobiologie und leitet die Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg. Wissenschaftlich befasst er sich mit dem Einfluss früherer Erfahrungen auf die Hirnentwicklung, mit den Auswirkungen von Angst und Stress und der Bedeutung emotionaler Reaktionen. Er ist Autor zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen und populärwissenschaftlicher Darstellungen (Sachbuchautor).